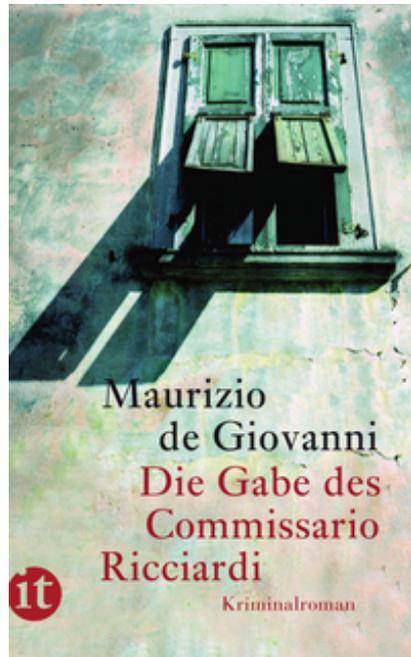


Insel Verlag

Leseprobe



Giovanni, Maurizio de
Die Gabe des Commissario Ricciardi

Kriminalroman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4169
978-3-458-35869-5

Commissario Ricciardi ist ein Ermittler mit einer besonderen Fähigkeit. Der intelligente, melancholische Einzelgänger aus reichem Elternhaus besitzt eine Gabe, die sein Schicksal bestimmt: Er hört die letzten Gedanken von Ermordeten, sieht sie gefangen im Augenblick ihres Todes.

»Hut und Handschuhe« – das sind die letzten Worte der Frau, die zusammen mit ihrem Ehemann in ihrem Haus ermordet aufgefunden wird. Als Commissario Ricciardi erfährt, dass der tote Ehemann ein Funktionär der faschistischen Miliz und eiskalter Karrierist war, vermutet er einen Racheakt. Die vermeintlichen Täter sind schnell gefunden, doch nicht alles ist so klar, wie es scheint . . .

»Die unkonventionelle Persönlichkeit des Kommissars macht neugierig auf mehr.« *Frankfurter Neue Presse*

Maurizio de Giovanni, 1958 geboren, lebt und arbeitet in Neapel. Für seine Ricciardi-Romane, die auch in Frankreich und Spanien große Erfolge feiern, hat er mehrere Preise erhalten. Folgende Ricciardi-Krimis sind bisher im suhrkamp taschenbuch erschienen: *Der Winter des Commissario Ricciardi*, *Der Frühling des Commissario Ricciardi* und *Der Sommer des Commissario Ricciardi*.

insel taschenbuch 4169
Maurizio de Giovanni
Die Gabe des
Commissario Ricciardi



Maurizio de Giovanni

DIE GABE
DES COMMISSARIO
RICCIARDI

Kriminalroman

Aus dem Italienischen
von Doris Nobilia

Insel Verlag

Die italienische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
Per mano mia. Il Natale del commissario Ricciardi
bei Giulio Einaudi editore s. p. a., Turin.

Umschlagfoto: JBM/buchcover.com

Erste Auflage 2012
insel taschenbuch 4169
Deutsche Erstausgabe

© Insel Verlag Berlin 2012

Copyright © 2011 Giulio Einaudi editore s. p. a., Torino.

This edition published by arrangement with Grandi & Associati.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelebrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35869-5

Die Gabe des
Commissario Ricciardi

Die todbringenden Hände bewegen sich ruhig im Halbdunkel.

Sie haben keine Erinnerung an das vergossene Blut.

Sie rühren den Leim in dem kleinen Topf auf dem Feuer, damit sich keine Klumpen bilden. Eine hält den Griff fest, die andere bewegt den Holzlöffel ganz langsam im Uhrzeigersinn; hinter dem Löffel fließt der Leim sofort wieder zusammen wie ein dickflüssiges Meer.

Jetzt prüfen die Hände die Holzkonstruktion, kontrollieren, ob die Verbindungen stabil sind. Sie merken, dass eine Ecke nicht gut vernagelt ist, nehmen einen Hammer und klopfen die Stelle fest. Sie arbeiten genau und sorgfältig.

Dann kehren sie zum Topf zurück, kippen ihn leicht, ohne ihn von der Flamme zu nehmen. Sie berühren das Holz der Korkeiche, schätzen sein Gewicht, erwägen die Maße der einzelnen Stücke, die Krümmung der Rinde. Sie wissen, dass die Vorbereitung des Materials und die Qualität der Bauteile am wichtigsten sind und sie sich keinen Fehler erlauben dürfen.

Dieselben Hände, die menschliches Fleisch mit einer einzigen, entschlossenen Bewegung durchtrennt haben, wenden sich nun den Figuren zu, die in einer Reihe auf dem Tisch stehen. Sie zählen sie Stück für Stück und ordnen sie dann nach ihrer Wichtigkeit. Zuerst die architektonischen Elemente: Säulen, Tempelruinen, Hütten und Häuser; weiter vorne die Gegenstände: Fleisch- und Fischstände, Wägen, Karren mit Früchten und Wurst, Stühle, Möbel; dann die Tiere: Schafe in unterschiedlichen Größen, um dem Ganzen räumliche Tiefe zu verleihen, Pferde, Kühe, Hühner, Hähne und Küken, aber auch Kamele, Elefanten, Strauße – eine bunt zu-

sammengewürfelte Tierschau, deren Grenzen Erzählungen und Traditionen und nicht Kontinente und Nationen bilden. Die todbringenden Hände ordnen nun die Personen an, sorgfältig und aufmerksam: Hirten, Krämer, Dienstmädchen und Sklaven, Karten spielende Greise und alte Klatschtanten beim Austausch von Geheimnissen. Männer auf die eine Seite, Frauen auf die andere.

Die Hände streichen über Gesichter und Gliedmaßen, suchen nach Rissen und abgesplitterten Stellen, um die Teile zu ermitteln, die neu bemalt oder ausgebessert werden müssen. Hin und wieder streifen sich die Hände; wie um einen Gedanken zu betonen, kratzen sie sich dann leicht den Rücken. Wenn auch nicht Liebe, so empfinden die Hände doch Respekt füreinander.

Genauso konzentriert, wie sie Venen aufgetrennt und ausbluten lassen haben, wie sie entstellt und vernichtet haben, stellen die todbringenden Hände nun die fehlenden Figuren auf den Tisch. Die Heiligen Drei Könige mit ihren prunkvollen Gewändern, der exotischen Hautfarbe, den goldenen Kronen. Ihre Reittiere mit den zwei Höckern auf dem Rücken, aufgezäumt mit roten Tüchern und ledernem Geschirr. Gold, Weihrauch und Myrrhe.

Als müssten sie sich vom Träumen abhalten, klatschen die Hände leise und wenden sich wieder dem Töpfchen mit dem Leim zu, den sie schnell umrühren. Dann kehren sie zurück zu der mittlerweile fast leeren und mit Stroh ausgelegten Schachtel. Sie nehmen einen traurig schauenden hockenden Ochsen heraus und einen ebenso großen Esel, dessen lange, behaarte Ohren sorgfältig bemalt wurden. Die beiden Tiere wandern auf den Tisch, vor den Rest des Heeres, wie zwei Hauptmänner in Erwartung des Generalstabs.

Die todbringenden Hände, die nicht zitterten, als sie ein Leben im Gurgeln eines letzten, blutigen Atemzugs beendeten, verraten nun eine Gefühlsregung. Als wollten sie einen feierlichen Moment

ein wenig hinauszögern, rühren sie noch einmal rasch den Leim um und streichen dann kurz über Stoffe und Goldpapier. Sie ebnen die Falten des Stoffes und streichen die Ecken der blauen und gelben Papierbögen glatt, die später zu Himmel und Sternen werden sollen. Das Messer haben sie ohne Mitleid erhoben und sinken lassen und damit Herzen und Lungen durchbohrt, Träume und Gedanken ausgelöscht, doch jetzt können sie sich nicht dazu entschließen, ein letztes Mal in das Stroh der Holzkiste zu greifen.

Schließlich nehmen die todbringenden Hände mit aller Feinfühligkeit, derer sie fähig sind, und ohne an die abgeschnittenen Leben zu denken, eine Marienfigur mit blauem Mantel und sanftem Gesicht aus dem Stroh heraus. Beide Hände halten die Figur fest, obwohl sie leicht ist wie eine Feder. Sie stellen sie vor alle anderen, in die Mitte des Tisches, weit weg von jeder Gefahr. Vor ihr, nämlich dort, wo ihr Blick hinfallen würde, wenn sie echt wäre, befindet sich ein Neugeborenes, dessen traurige Augen die Welt bereits ansehen. Auf seinem Kopf leuchtet ein heller Kranz, es hat rosige Wangen und um das Becken ein Tuch geschlungen.

Zuletzt ziehen die Hände einen knienden Mann mit langem, grau meliertem Bart und braunem Mantel hervor; in der geschlossenen Hand hält er einen Stock mit gebogenem Griff. Nachdem die eine Hand ihn neben die Frau gestellt hat, streichelt sie ihn langsam; sie fährt ihm mit dem Daumen über die Brust, wie um seine Beschaffenheit zu prüfen. Eine vage Erinnerung an das Blut ist den Händen vielleicht doch geblieben.

Draußen ertönt plötzlich ein Dudelsack und eine Schalmei stößt eine lange, schmerzliche Klage aus.

Die todbringenden Hände krallen sich am Tisch fest und erleichen.

Da ist sie, die Erinnerung an das Blut.

I Während er durch die Kälte stapfte, fragte Brigadiere Raffaele Maione sich zum hundertsten Mal, wer um Himmels willen Lust haben konnte, ausgerechnet eine Woche vor Weihnachten jemanden umzubringen.

Nicht, dass man zu so etwas jemals Lust haben sollte, dachte Maione; Mord ist purer Wahnsinn, das Schrecklichste, was ein Mensch tun kann. Und doch erschien es ihm gerade jetzt noch schrecklicher – jetzt, wo die Kinder vor Vorfreude kein Auge zutaten, die Leute sich auf der Straße freundlich grüßten und zulächelten und alle planten, was es an Heiligabend zu essen geben sollte. Jetzt, wo die Geschäfte feierlich geschmückt waren, die Kirchen miteinander um die schönste Krippe wetteiferten, jede Begegnung von guten Wünschen zum Fest begleitet war. Wer brachte es fertig, in solchen Momenten zu töten?

Offensichtlich gab es aber jemanden. Drum bin ich hier, sagte sich der Brigadiere und schleppe mich zu Fuß nach Mergelina in dieser Eiseskälte, der Wind dringt einem ja förmlich bis in die Knochen. Am Ende lieg ich an Weihnachten noch mit vierzig Fieber im Bett.

Maione folgten die Wachen Camarda und Cesarano, die Gesichter tief im Mantelkragen verborgen, die Mützen bis über die roten Ohren gezogen. Sie foppten sich nicht einmal gegenseitig wie sonst immer, allem Anschein nach beschäftigten auch sie dieselben Fragen wie den Brigadiere. Mobiles Einsatzkommando, dachte Maione verärgert. Zu Fuß mobil, in Stiefeln. Zwei Autos standen dem Präsidium zur Verfügung, das eine war ständig in Reparatur, das andere galt als Statussymbol

des Polizeipräsidenten. Und wir rennen kreuz und quer durch die Stadt und kriegen Hühneraugen, ärgerte sich Maione weiter.

Wenige Meter vor ihm ging Kommissar Ricciardi, dessen Haare sich im Wind bewegten. Er trug wie üblich keinen Hut. Wie er es anstellte, sich nicht zu erkälten, wusste nur der liebe Gott.

Über Ricciardis rechtem Ohr erkannte der Brigadiere eine veilchenblaue Wunde, eine kahl rasierte Stelle und mehrere Stiche einer Naht. Maione erinnerte sich an den Unfall, in den sein Vorgesetzter Anfang November, vor fast zwei Monaten, verwickelt worden war und den er nur mit sehr viel Glück überlebt hatte. Die Fahrerin des von der Straße abgekommenen Wagens war auf der Stelle tot gewesen – fünfzehn Meter weit flog das Auto – und der Kommissar mit einem Kratzer davongekommen.

Während er nun hinter ihm durch die schmalen Gassen des Chiaia-Viertels lief, sah Maione in Gedanken vor sich, wie Ricciardi im Krankenhaus aufgewacht war. Er selbst hatte an seinem Bett gesessen, fest entschlossen, dort die ganze Nacht zu wachen, als der Kommissar plötzlich die Augen aufschlug.

Sein Blick war hellwach gewesen, der Mann vollkommen bei Bewusstsein. Jene beunruhigend klaren grünen Augen, aus denen man unmöglich Gedanken oder Stimmungen ablesen konnte, hatten ihn fixiert. Dann hatte er leise und besorgt gefragt: Siehst du mich? Siehst du mich, Maione? Kannst du mich sehen? Ja, natürlich, Commissario, hatte er geantwortet. Ich sitze doch hier neben Ihnen, wie könnte ich Sie da nicht sehen?

Daraufhin hatte der Kommissar aufgeseufzt, war in sein Kissen gesunken und wieder eingeschlafen.

Bereits sieben Tage später erschien er wieder im Präsidium, mit einem mehr schlecht als recht über der Wunde angebrachten Verband. Als ob er einen Monat das Bett hüten könnte, wie der Doktor es ihm aufgetragen hatte. Und nun ging er hier vor ihm in Richtung Mergellina, von wo der Anruf heute Morgen gekommen war. Maione fragte sich, was wohl in seinem Kopf vorgehen mochte.

Ricciardi dachte an die Toten.

Ob Weihnachten oder nicht, Brüderlichkeit oder nicht, Feiertag hin oder her, irgendjemand starb immer, und er durfte sich dann Blut und Verwüstung ansehen.

Als das Auto durch die Luft geflogen war, hatte er geglaubt zu sterben, und ein Teil seiner Seele hatte das fast gehofft: Es hätte das finstere Leiden beendet, das ihn von jeher heimsuchte.

Stattdessen bin ich jetzt hier, überlegte er. Wieder in vorderster Linie, als ob nichts geschehen wäre. Als ob ich nicht noch ein Stückchen mehr gestorben wäre, wie jedes Mal, wenn ich herausfinde, wie schwarz eine Seele sein kann.

Mergellina befand sich im Umbruch: Das abgelegene Fischerdörfchen wurde langsam zu einem eleganten Stadtviertel. Man sah neue Häuser, ein paar Geschäfte, Kindermädchen und Haushälterinnen, Pförtner in Livree, aber auch das Alte hatte überdauert, denn es roch nach ranzigem Kohl und nach Fisch, und Frauen saßen in ihre schwarzen Tücher eingehüllt am Strand, um die Löcher zu stopfen, die das Meer in die Fischernetze gerissen hatte.

Als die Polizeistreife von Weitem zu erkennen war, rannte

ihr wie üblich ein Pulk Straßenjungen brüllend entgegen. Gemeinsam waren sie die Vorhut und das Sprachrohr aller Ereignisse, jeder Anlass war ihnen recht: Sofort eilten sie herbei, um zu jubeln oder zu jammern, ein Almosen oder einen Happen Essen zu ergattern. Sie waren barfuß und zerlumpt, hatten dunkle, raue Haut und aus ihren zahnlosen Mündern drang ein fortwährender, heiserer Schrei. Ricciardi wich ihnen ohne jede Regung aus, Maione und die beiden Polizisten versuchten, sie wie lästige Insekten zu verscheuchen. Die Kinder halfen ihnen allerdings dabei, ganz ohne nach der Anschrift sehen zu müssen, den Ort des Geschehens zu finden, wegen dem sie hier waren. Es handelte sich um ein neueres Wohnhaus, das ein wenig versteckt lag. Eine kleine Gruppe Neugieriger lungerte vor dem Tor herum und versperrte die Sicht auf den Eingang. Es herrschte eine merkwürdige Stille; der Wind, der vom Meer kam, war kalt und schneidend, aber niemand schien Lust zu haben, sich von seinem Beobachtungsposten zu entfernen.

Als sie näher kamen, löste sich aus der Gruppe ein Mann mit rotem Gesicht, einer schlecht zugeknöpften Uniform und schief sitzendem Hut. Er näherte sich Maione und fasste ihn am Arm.

– Brigadiere, Gott sei Dank sind Sie da. Hier gab's ein Blutbad, ein wahres Blutbad! Das können Sie sich nicht vorstellen! Wir haben keine Ahnung, wer das getan haben könnte. Es waren so feine Leute . . . Und ausgerechnet jetzt, wo es doch bald Weihnachten ist, das versteh' ich nicht, versteh' ich einfach nicht . . .

Maione, den der Gestank nach saurem Wein aus dem Mund des Mannes abstieß und dessen Ton ihn nervte, schob ihn von sich weg.

– Beruhigen Sie sich erst mal. Sonst versteh' ich gar nichts. Lassen Sie mich los, atmen Sie tief durch und sagen Sie mir Ihren Namen und wovon Sie sprechen.

Der Mann schwieg verblüfft, trat einen Schritt zurück und atmete tief ein.

– Sie haben recht, Brigadiere, bitte entschuldigen Sie. Ich bin bloß völlig durcheinander. Ich heiße Ferro, Beniamino Ferro, ich bin der Pförtner des Hauses.

Die Leute hatten sich inzwischen vom Eingang des Gebäudes abgewandt und ihre Aufmerksamkeit auf die Unterhaltung zwischen Maione und dem Pförtner gelenkt; Ricciardi trat zu den beiden.

– Ich bin Commissario Ricciardi vom mobilen Einsatzkommando und das ist Brigadiere Maione. Sagen Sie uns, was passiert ist.

Ferro blinzelte, beunruhigt durch Ricciardis Blick und seinen leisen Ton. Vorsichtig flüsterte er:

– Ich weiß nicht, was passiert ist, Commissario. Das heißt, ich weiß, was ich gesehen habe und ... liebe Güte, so viel Blut ... aber ich hab' keine Ahnung, wie es passiert ist, das wollte ich sagen. Also, ich hab' nichts damit zu tun, überhaupt nichts. Ich bin nach oben gegangen, als mich der Dudelsackpfeifer rief, um nachzusehen, was los war, bin aber an der Tür geblieben, ich weiß ja, dass man nichts anfassen darf.

Ricciardi wartete geduldig, dann sagte er:

– Was haben Sie von dort aus gesehen? Was darf man nicht anfassen?

– Ich weiß das, weil ich mal auf einer Baustelle auf dem Vomero gearbeitet hab'; ein Kollege ist vom Balkon gefallen und man sagte uns, nichts anzufassen, bis die ... na ja, also bis Sie

kommen würden. Die Toten, Commissario. Die Toten auf dem
18 Boden darf man nicht anfassen.

Die Worte des Mannes fielen in die Stille wie ein Stein in einen Brunnen. Die Umstehenden, die ihnen am nächsten waren, traten einen Schritt zurück. Eine Frau legte die Hand auf den Mund und riss die Augen auf.

– Die Toten, sagen Sie? Welche Toten?

Nun schien Ferro jede Lust verloren zu haben, weiter zu reden. Er starrte Ricciardi mit aufgerissenen Augen an und wiederholte leise nuschelnd die letzten Worte des Kommissars, die Toten, die Toten, als ob er erst jetzt deren Sinn verstanden hätte.

– Tot. Sie sind tot. Die Signora und auch der Hauptmann. Beide tot.

Leise wiederholte er den Satz mehrere Male und schaute sich dabei um. In seinen Augen stand blankes Entsetzen. Auch Fassungslosigkeit. Die Neugierigen wandten den Blick ab. Vom nahe gelegenen Meer drang das Geräusch einer Welle, die sich an den Felsen brach.

Ricciardi hatte die Hände nicht aus den Manteltaschen genommen. Der Wind blies ihm die Haare in die Stirn, seine Lider bewegten sich kaum. Er versuchte auszumachen, was am Verhalten des Pförtners echt war und welche Lüge der Mann womöglich zu vertuschen suchte.

– Warum sagen Sie, die Signora und der Hauptmann seien tot? Haben Sie sie gesehen? Wo sind sie?

Ferro schien sich zu sammeln:

– Verzeihen Sie, Commissario. Ich habe es jetzt erst richtig begriffen. Ich habe . . . die Signora gesehen, durch die offene Tür. Ich bin nicht reingegangen, sondern habe nach dem

Hauptmann gerufen, mehrmals sogar, doch er antwortete nicht. Also nahm ich an . . . ich dachte, wenn er nicht antwortet, heißt das wohl, dass er auch tot ist.

– Sind Sie denn sicher, dass er zu Hause ist? Könnte er nicht ausgegangen sein?

– Nein, auf keinen Fall, er ist zu Hause. Nachmittags sehe ich ihn immer weggehen, zum Hafen. Aber um diese Zeit ist er immer da.

Nun schaltete sich Maione ein:

– Sie sagten vorhin, der Dudelsackpfeifer habe Sie gerufen. Was bedeutet das?

– Es sind zwei Dudelsackpfeifer hochgegangen, um die Andacht für den dritten Tag zu spielen. Nur einen Augenblick später waren sie wieder unten, der eine ganz stumm vor Schreck, der sagt immer noch keinen Ton, er sitzt auf dem Stuhl da hinten, bleich wie der Tod. Der andere, der ältere der beiden, hat mich gerufen. Kommen Sie schnell, hat er gesagt, es ist was passiert. Ich habe mit allem gerechnet, außer mit dem . . . was ich vorgefunden habe.

Ricciardi nickte, in Gedanken versunken. Dann sagte er:

– In Ordnung. Gehen wir nachsehen. Ferro, Sie begleiten mich und den Brigadiere; Cesarano, du bleibst bei den beiden Dudelsackpfeifern und rührst dich nicht von der Stelle, wir ver hören sie später. Und du, Camarda, stellst dich ans Eingangstor, es darf niemand hereinkommen, auch nicht die Bewohner, bis ich dir Bescheid sage. Gehen wir.

II Ferro führte Ricciardi und Maione ins Haus. Die Eingangshalle war geräumig und sauber, ausreichend beheizt und hell beleuchtet: Das Gebäude hatte offensichtlich einen gewissen Anspruch, wie viele andere in diesem Viertel, die zu Füßen des Hügels standen. Ricciardi wandte sich an den Mann:

– Wie viele Leute wohnen hier im Haus?

– Drei Familien, Commissario. Die Garofalos, das sind die . . . also, zu denen ich Sie jetzt hinbringe, die Marras, ein kinderloses Paar, das zu dieser Uhrzeit bei der Arbeit ist, und der Buchhalter Finelli im obersten Stock, ein Witwer mit fünf Kindern. Wenn er in der Bank arbeitet, sind die Kleinen gleich nebenan bei der Großmutter.

Maione keuchte beim Treppensteigen unter der Last seiner einhundertzwanzig Kilo:

– Das heißt, um diese Zeit ist niemand im Haus außer den Garofalos, richtig? Haben sie keine Kinder?

– Ein Mädchen, Brigadiere, es heißt Benedetta und geht im Kloster zur Schule, denn die Tante ist Nonne. Sie kommt die Kleine morgens immer abholen. Ein Glück! Sonst wäre sie auch . . .

Auf der letzten Treppenstufe vor dem Absatz des zweiten Stocks blieb Ferro stehen, ohne um die Ecke zu biegen, sein Blick war starr auf das Fenster zum Hof gerichtet.

– Verzeihen Sie, ich schaff' das nicht. Das ganze Blut, ich kann's mir nicht noch mal ansehen.

Ricciardi und Maione gingen an ihm vorbei. Im Halbdunkel waren zwei Türen zu erkennen, eine geschlossene und eine angelehnte, aus der ein weißes Licht fiel. Undeutlich sah man ein Stück Wand, eine Blumentapete, die Hälfte eines Wandspie-